

Besprechungen

BEAT BÄCHI: *Vitamin C für alle! Pharmazeutische Produktion, Vermarktung und Gesundheitspolitik (1933–1953)* (Interferenzen 14). Chronos, Zürich 2009, 275 S. (20 Abb.), 24,00 €

Die vorliegende Monographie, die 2008 als Dissertation an der ETH Zürich angenommen wurde, beschreibt anhand des umfangreichen Nachlasses des Chemikers Tadeus Reichstein sowie zahlreicher Quellen aus dem historischen Archiv Roche die Geschichte des Vitamin C als Arzneistoff. Obwohl die Behandlung mit Vitamin C-reichen Nahrungsquellen zur Skorbutprophylaxe und Heilung schon im 18. Jh. üblich war, gelang erst 1933 die Isolierung, und das Vitamin erhielt den wissenschaftlichen Namen Ascorbinsäure. Nachdem die Konstitution der Verbindung aufgeklärt werden konnte, begannen Versuche zur Synthese. Reichstein meldete für seine zwar noch reichlich komplizierte Darstellungsmethode bereits 1933 ein Patent an.

Der Autor schildert anhand des umfangreichen Quellenmaterials Reichsteins Versuche und Intentionen sowie die Verbesserung der Synthese, die erreicht wurde, indem Bakterien aus l-Sorbose l-Ascorbinsäure erzeugten, was insbesondere deshalb erforderlich war, da sich nur die l-Ascorbinsäure als wirksam erwies. Ausführlich wird der Patentstreit mit Deutschland, vor allem mit Merck und den IG-Farben, geschildert, wobei hier vermutlich ein Studium der Akten in den vorzüglich geführten Archiven der Firmen Merck und Hoechst noch interessante Einsichten über die „andere Seite“ ermöglicht hätten.

Bächi weist eindrucksvoll nach, dass die Einbeziehung eines mikrobiologischen Syntheseschrittes bei den damaligen Pharmaherstellern instinktiv auf Ablehnung stieß, da hierzu kaum Erfahrungen vorlagen. In diesem Zusammenhang erläutert er unter Benutzung moderner Sekundärliteratur die Geschichte biotechnologischer Verfahren. Breiten Raum nahm damals auch die Frage ein, ob es Wirkungsunterschiede zwischen künstlich, d. h. synthetisch hergestelltem und natürlichem Vitamin C gebe. Bemerkenswert ist, dass das Vitamin C seinen Aufstieg als Arzneimittel dem Zweiten Weltkrieg verdankt. Es galt, wie der Autor anhand zahlreicher Quellen im Roche-Archiv nachweisen kann, auch in Deutschland als kriegswichtig und wurde von der Wehrmacht eingesetzt. Angesichts fehlender überzeugender Indikationsgebiete gewann es als Mittel zur Leistungssteigerung für Soldaten und Sportler zunehmend an Bedeutung. Dabei wird auch die Frage nach Vitamin C als Dopingmittel, das sogar beim „Wunder von Bern“ 1954 eine Rolle gespielt haben soll, behandelt.

Anschaulich schildert Bächi die verschiedenen Marktstrategien der Firma Roche. Seine Behauptung, dass historische Forschungen zum Marketing bis „vor ca. 4 Jahren“ selten waren, zeugt indes von der Unkenntnis pharmaziehistorischer Arbeiten, in denen immer wieder auch solche Aspekte untersucht wurden (Ernst 1969, Schwarz 1985, Lill 1990 und Meyer 2002), wie überhaupt in der vorliegenden Monographie neuere Studien deutscher Pharmaziehistoriker weitgehend unerwähnt bleiben.

Es ist bemerkenswert, dass die Zusammenarbeit mit Nestlé nicht zu einem diätetischen Nahrungsmittel, sondern in der Schweiz zu einer pharmazeutischen Spezialität (Nestrovit) führte, die mit einer breit angelegten Werbekampagne auf den Markt gebracht wurde. Auch die geschäftlichen Beziehungen der Firma Roche zum nationalsozialistischen Deutschland werden beschrieben und zurückhaltend kommentiert, ein Aktenstudium der deutschen Quellen unterblieb allerdings. Aber auch zur Schweizer Armee gab es geschäftliche Beziehungen, die sogar zu Doppelblindstudien führten. Der Autor kann überzeugend nachweisen, dass der Zweite Weltkrieg ein günstiges Klima für die Vermarktung und Anwendung des Vitamin C schuf, weshalb auch nach 1945 die Produktion zurückgefahren werden musste.

Einige kleinere Ungenauigkeiten – so ist Papaverin kein Narkotikum (S. 32), sondern ein Spasmolytikum, die angegebene Definition einer Pharmakopöe (S. 218) ist unscharf und schließlich ist die Darreichungsform der Pille, wenn auch inzwischen obsolet, als Arzneiform definiert und wird nur von Laien auch für Dragées fälschlich angewendet – schmälern den Wert der Studie kaum. Insgesamt stellt das Buch eine interessante, auf breiter Quellenbasis fußende, lesenswerte Arzneimittelgeschichte dar, die mit ihrer Ausrichtung auf Marketing, Motive der Forscher und Hersteller viele Anregungen für ähnliche Studien bietet, und nicht nur das Interesse von Pharmazie- und Medizinhistorikern, sondern ebenso von Wirtschafts- und Allgemeinhistorikern verdient.

Marburg, CHRISTOPH FRIEDRICH